

Das Trauma der Affektkontrolle

Zur Sehnsucht nach Gefühlen im 19. Jahrhundert

Martina Kessel

Meine Jüngste, Otilie, 13 Jahre alt, ist noch immer die interessanteste, lebhaft, hingerissen, mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit und entschlossener Antipathie; aber bis jetzt ohne einen Schwerpunkt, der diese Gegensätze vermittelt. Der mittlere Zustand des menschlichen Glücks wird ihr kaum beschieden sein.¹

Mit diesen Worten schilderte der Arzt Karl Pfeufer (1806-1860) seinem Freund, dem Pathologen und Anatomen Jakob Henle (1809-1885), seine jüngste Tochter. Die beiden älteren hatte er als die „anmutige“ Marie und die „schöne“ Sophie beschrieben. Sie entsprachen den gesellschaftlichen Vorstellungen, oder besser: ihre Persönlichkeit verschwand hinter den gängigen Temini, mit denen ihr Vater sie beschrieb. Otilie dagegen faszinierte ihn durch ihre starken Gefühle, ihre leidenschaftliche Haltung, die sie noch nicht in einer gesetzten Balance vermittelte oder verbarg, sondern kindlich und ungestüm auslebte. Leidenschaftliche Direktheit und unmittelbare Gefühle waren interessant, nicht langweilig. Ein 'normales' Glück aber sah er nicht für sie voraus, solange sie sich nicht dem geforderten Gleichmaß unterwarf.

Selbstkontrolle und Gefühlsbeherrschung werden gerne als entscheidende Leitwerte der Kultur des späten 18. und 19. Jahrhunderts genannt. In Pfeufers Beschreibung erschien diese kulturelle Maxime jedoch in einem gebrochenen Licht. Sein Kommentar rekurrierte allerdings auch darauf, daß die Fähigkeit zur Selbstdistanzierung im 19. Jahrhundert eine subtile, aber wichtige Form der Distinktion war. Mangelnde Triebkontrolle konnte Hilflosigkeit verraten und dadurch das Mitleid eines Mannes erregen und sein Gefühl der Überlegenheit stärken.² Der von Norbert Elias analysierte Prozeß der Umwandlung von Fremd- in Selbstzwänge erfuhr im 18. Jahrhundert eine entscheidende Veränderung: Im Verinnerlichungsschub der Aufklärung

wurde diese Arbeit an der eigenen Persönlichkeit programmatisch und intentional.³ Die Unfähigkeit, sich zu kontrollieren, wurde in diesem Rahmen Frauen und den Unterschichten zugeschrieben, während es zum normativen Kanon und zum Selbstverständnis von Männern der Oberschicht gehörte, sich als das Geschlecht darzustellen, das allein in der Lage sei, Gefühle zu beherrschen und daher auch zur Herrschaft in Politik und Gesellschaft berechtigt zu sein.

Im folgenden sollen auf der Basis von Verhaltensratgebern, Briefen und Tagebüchern einige Facetten des Nachdenkens über Gefühle von Männern und Frauen der Oberschicht im 19. Jahrhundert ausgeleuchtet werden. Es geht nicht um spezifische Gefühle oder deren historische Konstruktion, sondern um die tägliche Auseinandersetzung mit dem Ideal der Selbstkontrolle, das alle Dimensionen des Lebens erfaßte. Die Kultur des 19. Jahrhunderts basiert auf Verschriftlichung, und die definitionsmächtigen Eliten verfestigten auch die Geschlechterdifferenz über die Zuschreibung unterschiedlicher Gefühle. Es ist schwierig, zwischen Gefühlsnormen einerseits und der Artikulation von Gefühlen im Umgang von Menschen miteinander andererseits zu unterscheiden. Dennoch werden spontane Reaktionen ebenso sichtbar wie die Rolle von Gefühlen in der Präsentation des Selbst oder Gefühlsstrategien, die nicht nur vom Wunsch nach Kontrolle geprägt waren, sondern auch von der Sehnsucht nach dem freien Lauf der Gefühle. Denn es war gerade die Ambivalenz zwischen Gefühlskontrolle und einer Forderung nach (kontrollierbarer) Leidenschaftlichkeit, die die Gefühlskultur des 19. Jahrhunderts prägte.

Zeitwänge, Arbeitswänge

In den Texten der deutschen Spätaufklärung, die sich im weitesten Sinne mit dem Entwurf von Identität beschäftigten, waren zwei Aspekte eng miteinander verzahnt. So berühmte Autoren wie Kant, aber auch viele Popularphilosophen und weniger bekannte Herausgeber der zahlreichen Moralischen Wochenschriften und anderer aufklärerischer Journale⁴ forderten Selbstkontrolle als die zentrale Fähigkeit derjenigen Eliten, die eine neue Gesellschaft entstehen lassen wollten. Sie warnten jedoch gleichzeitig davor, Gefühle zu stark zu unterdrücken und dergestalt entweder den Antrieb zum Handeln zu blockieren oder eine angenehme Geselligkeit und die Wir-

kung der eigenen Persönlichkeit zu zerstören.⁵ Nicht nur Arbeit, sondern auch tugendhafter Zeitvertreib gehöre zum richtigen Leben, so faßte der Schriftsteller Johann Elias Schlegel, der Onkel der Romantiker Friedrich und August Wilhelm Schlegel, das Credo aufgeklärter Vernünftigkeit zusammen: „Ein Geist, der zu der Lust sich unempfindlich weiß, ist auch zu seiner Pflicht gewiß ein träger Geist.“⁶

Die aufklärerischen Normen einer ausgewogenen, kontrollierten Haltung bedeuteten keineswegs die Unterdrückung aller Gefühle; vielmehr waren sie gerade deshalb schwer zu erfüllen, weil sie die ständige Balance zwischen der Fähigkeit, sich zu kontrollieren, und der Fähigkeit, Emotionalität zuzulassen, forderten. Kant z.B. unterschied zwischen dem Gleichmütigen, der gelassen zwischen übergroßer Freude und Trauer balanciere, und dem Gleichgültigen, der den Zufällen des Lebens abgestumpft gegenüberstehe.⁷ Diese Überlegungen erstreckten sich bis auf die Kontrolle des Gesichtsausdrucks. Ein vollkommen regelmäßiges Gesicht galt als weniger erfreulich als ein ausdrucksvolles mit wechselndem Mienenspiel.⁸ Freiherr von Feuchtersleben warnte in seiner *Diätetik des Lebens* von 1838, daß ein einzelnes Gähnen eine ganze Gesellschaft anstecken könne, und nannte dies so harmlos wirkende, aber gefährlich ansteckende Verhalten die „schwüle Gegenwart eines Verräters unter Freunden“.⁹ Es gelang allerdings nicht immer, die ideale Form von Geselligkeit zu inszenieren. Der schwedische romantische Dichter Pehr Daniel Amadeus Atterbom zumindest, der zwischen 1817 und 1819 Deutschland bereiste, urteilte bissig über die Berliner Gesellschaft, daß sie „schwerfällige Eindrücke und Magenleiden“ hinterlasse. Ihn erbaute auch das „ewige Schwatzen“ über Kunst, Bildung und Literatur wenig, das er als flach und prosaisch empfand. Sein Fazit: „Was nützt es, wenn das Herz leer und der Kopf ohne Genie ist.“¹⁰

Die Verhaltensratgeber, die das 19. Jahrhundert überschwemmen, postulierten das Ideal der Balance zumindest in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gerade für Männer.¹¹ Ein wirklich gebildeter Mann, so verkündeten die Ratgeber – die Philisterschelte vor Augen –, sollte sich bei aller Arbeitsorientierung weder durch ein zu enges Zeitethos unterjochen lassen noch nur auf seine Arbeit fixiert sein.¹² Wie schwer allerdings diese stereotyp verkündete Regel im Alltag umzusetzen war, soll exemplarisch an den Briefen und Aufzeichnungen von Wilhelm von Kügelgen (1801-1867) beleuchtet werden.

Kügelgen war Maler und Kammerherr am anhalt-berenburgischen Hof in Ballenstedt. Seine *Erinnerungen eines alten Mannes* wurden ein Bestseller im 19. Jahrhundert. Die Briefe zwischen ihm und seinem Bruder Gerhard sowie die zwischen ihrem Vater und Onkel verraten, wie sehr stete Introspektion und das gegenseitige Korrigieren von vermuteten Gefühlen und tatsächlichen Gefühlsäußerungen zum Umgang der Familienmitglieder untereinander gehörten – Beobachtungen, die sich brieflich allerdings oft leichter in Worte fassen ließen als in einem Gespräch.

Versucht man die Klagen in den Briefen der Kügelgens zu systematisieren, so war ein Abarbeiten an dominanten Verhaltensregeln wie Fleiß und Zeitökonomie, wenn sie negative oder positive Gefühle auslösten, für diese Männer legitim, solange es nicht eine grundsätzliche Disposition zu Trauer oder zu Melancholie verriet. Für beide Generationen bildeten nicht nur Fleiß und Ordnung den Maßstab, sondern auch die Fähigkeit, Gefühle zu reflektieren¹³, durch Benennung einzuhegen, kontrollierbarer und so vielleicht auch ertragbarer zu machen. Kügelgens Vater Gerhard und dessen Bruder Karl beschrieben einander ihre Gefühle, ihr Verhalten und ihre Einstellungen und korrigierten sich dabei gegenseitig. Ganz entgegen der romantischen Inszenierung von Weltschmerz war Melancholie bei ihnen verpönt, weil sie ein 'unmännliches' Nachgeben gegenüber einer depressiven Stimmung implizierte. Sie hinderte am Arbeiten und verriet, daß man nicht in sich selbst die Balance finden konnte. Gerhard von Kügelgen schrieb 1805 an Karl: „Ich bin Gott sei Dank so organisiert, daß ich ohne Anstrengung mein Glück leicht in meinem eigenen Busen finde.“¹⁴ 1815 rügte er seinen Bruder für dessen wiederkehrende Anfälle von Schwermut und Trübsinn. Schwermut bleibe selbstverschuldet, da der Mensch Herr seines Körpers bleiben müsse, mahnte er. Er selber, so Gerhard, habe sich „männlich“ und erfolgreich gegen die Stimmungsdämonen gewehrt: „Seitdem bin ich wieder so rasch, froh, fleißig und friedlich, wie nur je zuvor, obgleich nicht so gesund, und dies krönt noch meinen Sieg, den ich nun schon fünf Monate behaupte.“¹⁵ Karl wehrte sich sofort, indem er dem Bruder vorhielt, momentane Stimmungen mit einer Grunddisposition zu verwechseln, versicherte ihm aber auch, sich wieder gefangen zu haben und wohler zu sein, „da ich wieder zum Handeln schreiten muß.“¹⁶

Beide kämpften mit beruflichen Unsicherheiten, so daß der 'Zwang zum Handeln' nicht nur den Kult der Männlichkeit bediente. Beiden Männern waren durch Karls Geschäftsprobleme Vermögensverluste entstanden, und Gerhard versuchte sich 1816 mühevoller als vorher erneut eine Existenz aufzubauen. Er schrieb seinem Bruder, er habe nicht mehr die „fröhliche Wahrscheinlichkeit“, sich ein wirklich unabhängiges Leben zu sichern, sei aber doch zufrieden, seinen Lebensunterhalt zu sichern. Diese Einstellung entspreche freilich auch ihrem unterschiedlichen Naturell. Sein eigener Anspruch an das Leben sei nie so umfassend wie der Karls gewesen, der als Junge gesagt habe: „Je weiter das Ziel, so schießt man auch weiter.“ Sein Bruder sei diesem Ziel treu geblieben, habe aber in mißverstandener Freude, weit zu schießen, die Bolzen verschossen, während er, Gerhard, sein nahes Ziel zu erreichen hoffe. Diese wohlmeinenden Kommentare wurden seinem Bruder allerdings bald zu viel; er bat ihn etwas gequält, ihm doch bitte nicht noch weitere Vorschläge zu seinem Besten zu machen.¹⁷

Auch Gerhard's Söhne Gerhard und Wilhelm verhandelten häufig ihre Neigung zu niedergedrückter Stimmung und versuchten sich gegenseitig zu disziplinieren. Vor allem in Briefgesprächen benannten sie die dominanten Gefühls- und Verhaltensnormen. Viele Auseinandersetzungen von Männern mit sich selber und mit anderen setzten am Arbeitsethos und an der Hoffnung auf Erfolg an. Kügelgen Selbstverständnis war von Fleiß und Selbstreflexion geprägt, ebenso wie durch Familienzentriertheit, Bildung, Geselligkeit und Naturerlebnis. Sein Arbeitsethos war noch religiös untermauert, aber er distanzierte sich von einem rigiden Pietismus ebenso wie von dem Agnostizismus seines Bruders. Als er 1833 die Lebensgeschichte des berühmten Pietisten Philipp Jacob Spener hörte, entdeckte er eine

durchgehend unkünstlerische Natur ohne alle Phantasie, dessen ganze Lebensweise und Tagewerk durchweg geregelt u. geordnet war, der nie (*sic*) anders ins Freie kam, als wenn er seine Schulvisitationen machte, u. dann nicht einmal aus dem Wagen herausah, sondern las u. der sich nur zwei Mal erinnerte, in seinem Leben geträumt zu haben. Es waren ihm also in vieler Hinsicht weniger Fallstricke gelegt – als unser Einem.¹⁸

Sein Fazit war keineswegs entschuldigend, sondern eher befriedigt, vor allem, als er seine Anfälligkeit für Versuchungen notierte, die ihn als sehr viel lebendiger auswies. Aber auch er differenzierte deutlich zwischen momentanen Reaktionen auf akute Probleme und

grundsätzlichen Dispositionen, die als Charakterschwäche hätten gelten können. Wilhelm hatte sich in jüngeren Jahren entschieden gegen das „Gerücht“ gewehrt, er sei melancholisch und menschenscheu. Er beschrieb sich als zufrieden und glücklich selbst dann, wenn er krank sei, und beharrte auf seinen geistigen Freuden, die nur diejenigen melancholisch nennen könnten, die der Weltlichkeit zu sehr ergeben seien.¹⁹ Nicht nur seinem Bruder fehlte allerdings seiner Meinung nach die geforderte Selbstkontrolle. Auch sein Freund Alfred Volkman kam einmal bei ihm „angesegelt“, nachdem ihn seine Frau aus dem Haus geworfen hatte, weil er „zu hypochondrisch und unausstehlich“ gewesen sei.²⁰

Seine heftigen Reaktionen auf unterschiedliche Arbeitssituationen demonstrierten allerdings, wie schnell die Balance zwischen Leiden und Freude an der Arbeit aus dem Gleichgewicht geriet. Kügelgen kokettierte gerne mit seiner Faulheit (nicht untypisch für Männer der Oberschicht im 19. Jahrhundert) und erinnerte sich selbstironisch als 53-jähriger, daß er in seiner Jugend ein Heiliger hatte werden wollen, jetzt aber froh sei, wenn ihn sein Herr überhaupt bei der Arbeit antreffe.²¹ Wenn er zu Hause arbeiten konnte, war seine Arbeit porös. Manchmal malte er an einem Wochentag vormittags, fühlte sich aber am Nachmittag so „ermattet und faul“, daß er lieber mit der Familie – ganz unspensersch – auf dem Teich ruderte und Himbeeren suchte.²² Arbeitsunlust zuzugeben, war für Männer der Oberschichten kein Problem, solange Arbeit grundsätzlich der dominante Lebenszweck blieb.

Wenn seine Arbeitsbedingungen dagegen keine freie Arbeitsgestaltung erlaubten und das Ideal künstlerischer Selbstbestimmung eher konterkarierten, ging seine reflektierende Distanz leicht verloren. Ihn quälte nicht nur der Kreativitäts- und Qualitätsanspruch seiner Arbeit, sondern noch viel stärker die Bedingungen am Hof, dessen Mitglieder nach Belieben über seine Zeit verfügten. Vor allem erboste er sich darüber, daß diese soziale Gruppe, die seiner Meinung nach ihre Zeit völlig verschwendete und mit seiner eigenen rücksichtslos umging, zu ihrer Unterhaltung z.B. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in lebenden Bildern darstellen und sich davon zu Tränen rühren ließ²³, ohne sich selber auf den Fortschrittszwang und die Sorge um die Zukunft einzulassen, die sein eigenes Leben prägten. Er litt unter der endlosen Langeweile des Hofzeremoniells und kontrastierte aus der Perspektive des Gebildeten die lebendigen

Gespräche in seinem eigenen Haus mit dem leeren Gerede am Hof. Er erwies sich zwar, trotz seiner steten Klagen über den Hofdienst, als geschickter Betreuer des als geisteskrank geltenden Herzogs von Anhalt-Bernburg. Ende 1856 schrieb er jedoch an seinen Bruder Gerhard, er habe das ganze Jahr hindurch mehr Ärger in seiner amtlichen Stellung gehabt, als seiner Gesundheit zuträglich sei. Er bediente die normativen Regeln, als er sofort hinzufügte, daß man „solche Dinge“ eigentlich gar nicht erwähnen sollte, „außer unter Brüdern“ – die präskriptiven Texte des frühen 19. Jahrhunderts hoben vor allem darauf ab, die Last der Arbeit nicht gegenüber Frauen zu thematisieren.²⁴ Aber es blieb durchaus nicht bei dieser einen Klage, und auch nicht nur gegenüber dem Bruder.²⁵

Vor allem, wenn er deutlich fühlte, daß er um des Geldes willen zeichnete (und das war mehrheitlich der Fall), belastete ihn die Brotabhängigkeit seiner Kunst. In diesen Fällen fühlte er sich weniger erfolgreich, und dies massive Unbehagen erschwerte es, sein inneres Gleichgewicht zu halten.²⁶ Ein Hauptauslöser waren Zeitstrukturen, die er nicht selber bestimmen konnte. Die Herzogin, die im Dezember 1834 für ein Porträt sitzen sollte, kam entweder eine Stunde zu spät oder ging zwischendurch für eine Stunde fort, so daß er seine Zeit zerstückelt fand, ohne weiterarbeiten zu können. Gleich am ersten Tag brach er in Tränen aus, als die Herzogin ging, und schrieb einen kleinlauten Brief an seine Frau. Als der Herzog am nächsten Tag auch noch das Bild kritisierte, das er unter solchen Mühen zustandebrachte, dachte er an Abschied. Noch nach der Weihnachtspause trieb ihn der Ärger derart um, daß er ständig daran denken mußte.²⁷ Im typischen Jahresrückblick 1835 erinnerte er sich besonders an die Arbeiten, die ihn plagten, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühlte.²⁸

Die Sehnsucht nach erfüllender Arbeit und der Zwang zur Leistung waren derart verschmolzen, daß man sie nur schwer auseinanderdefinieren kann. Vor allem in Kügelgens letzten Lebensjahren wurde deutlich, in welcher ambivalenter Weise das verinnerlichte Arbeitsethos sein Gefühlsleben beeinflussen konnte. Im Alter von 62 Jahren begann er an Wassersucht zu leiden, die seine Leistungsfähigkeit minderte. Er starb 1867, fühlte aber nach eigenem Bekunden bereits 1864, daß er nichts mehr „leisten“ könne. Einerseits beneidete er seinen Bruder um dessen noch vorhandene Schaffenskraft. Andererseits schätzte er sich jedoch mitunter auch glücklich, unter

Verweis auf seine Krankheit nichts mehr leisten zu müssen.²⁹ Die obsessive Aufmerksamkeit auf den Körper und seine Belastbarkeit oder Schwächen, die sich in den Selbstzeugnissen von Männern im 19. Jahrhundert so häufig findet, verriet die Angst, diese Basis für Erfolg einzubüßen. Mitunter mochte sie jedoch auch einen Ausweg aus dem verinnerlichten und dennoch oder gerade deshalb belastenden Leistungszwang bieten, ohne das Gesicht zu verlieren.

‘Verlorene Unmittelbarkeit’

Der für Frauen der Oberschicht entworfene Gefühlskanon reflektierte zwar ebenfalls sehr genau die aufklärerischen Warnungen vor einer zu massiven Unterdrückung der Gefühle, zielte aber umgekehrt gerade darauf ab, den Ausschluß aus den meisten Berufen und der Öffentlichkeit aufzufangen und zu verarbeiten. Der Diskurs über Weiblichkeit suchte bereits die Entstehung von Gefühlen zu kontrollieren und dann die Äußerung von Hoffnungen, Träumen und Wünschen zu regulieren. Die an Frauen adressierten normativen Texte umrissen präziser als die Verhaltensratgeber für Männer den Kanon der vorgeschriebenen Emotionen, und sie beschrieben detailliert, wie diese ausgelebt und ausgedrückt werden sollten. Hier setzten die paradoxen, widersprüchlichen Aussagen an, die die anfangs zitierte Beschreibung Pfeufers kennzeichneten. Die Manieren- und Gefühls-experten zielten zunächst darauf ab, Berechenbarkeit im Verhalten herzustellen. Deshalb tadelten sie ein grüblerisches und sprunghaftes Verhalten bei Frauen³⁰, das schwer einzuschätzen war. Generell sollten Mädchen möglichst frühzeitig soziale Normen verinnerlichen lernen, und dazu gehörte die Gewöhnung an Verzicht, Resignation und Demut. Eine gesetzte Ruhe und die Balance zwischen zu großer Freude und exzessiver Trauer stehe Frauen gut an, formulierte ein Ratgeber aus den 1880er Jahren.³¹ Allerdings durfte diese Berechenbarkeit nicht eintönig werden. Eine Frau sollte gezielt ihre Emotionen dosieren und abwechseln und vor allem nicht immer dieselbe Reaktion zeigen, um den Alltag spannend zu halten.³²

Selbstkontrolle steuerte keineswegs immer das Verhalten, aber die gesellschaftliche Einschätzung von Frauen richtete sich sicher daran aus. Rudolf Delbrück beschrieb seine Tante mit den Worten, sie sei zu lebhaft, um graziös zu sein, während seine erste Liebe, Laura Henrici, „bei aller natürlichen Lebhaftigkeit stets gehalten“

gewesen sei.³³ Gabriele Reuter, eine Erfolgsautorin der neunziger Jahre, erwähnte, daß ihre Tante Henne in dem Kloster, in dem sie lebte, nicht viel gelte; sie habe nichts von der „würdigen Gelassenheit“, die auch in ihrer Familie zum guten Ton gehöre, sondern begeistere und entrüste sich leicht.³⁴ Marianne Wolff, in erster Ehe mit dem Schriftsteller Karl Immermann, in zweiter mit dem Hamburger Julius Wolff verheiratet, hoffte, daß eine weitere Schwangerschaft ihre Schwester zu äußerer Ruhe und innerer Sammlung zwingen würde, um so zu ihren anderen liebenswürdigen Eigenschaften diejenige hinzuzufügen, die „alles andere erst recht anmuthig machen würde“.³⁵ Im Kaiserreich gehörte es zum guten Ton, im familiären wie gesellschaftlichen Umgang, vor allem auch bei den aufwendigen, extrem ritualisierten und sozial wichtigen Abendeinladungen die Ruhe zu bewahren, besonders, wenn irgend etwas nicht so abließ wie vorgesehen.³⁶

Aber solch ein Gleichmut sollte auf keinen Fall in eine Gleichgültigkeit umschlagen, die abstrahlen oder als Reaktion auf die eigene Persönlichkeit gedeutet werden konnte. Der berühmte Chirurg Theodor Billroth forderte den attraktiven und vielversprechenden Funken Temperament bei Frauen, an dem man sich gesellschaftlich dennoch nicht verbrannte: „Ein wenig Salamander steckt am Ende in jeder Frau, für die sich ein rechter und gesunder Mann interessiren soll; es wäre sonst vor Bravheit gar nicht auszuhalten in der Welt.“³⁷ Charles Beard, der Nestor der amerikanischen Neurasthenie-Forschung, befand gegen Ende des Jahrhunderts, daß leicht neurasthenische Züge Frauen reizvoller machten und deshalb bei ihnen nicht therapiert zu werden bräuchten.³⁸ Wer andere zum Lachen brachte, fühlte sich selber amüsant. Theodor Fontane schwärmte von der Frau eines Bekannten, die trotz einer schmerzhaften Blinddarmentzündung ihrem Übermut die Zügel schießen ließ: „Es ist doch ein Genuß, solchen Menschen zu sehen, dem die Schwärmer und Raketen immer aus den Augen fahren. Ich bin nun mal nicht für 'Milchsuppen', vielleicht weil ich mir selber schon zu viel auf dem Gebiete frommer Denkungsart leiste.“³⁹

Fontanes Tochter Mete, die ihren Vater anbetete, rekurrierte häufig auf solche Vorstellungen. Sie wunderte sich ausdrücklich, wie sehr sie sich immer wieder freuen könne, etwa als ihr Vater einen Vertrag für den vierten Band der *Wanderungen* erhielt. Sie betonte mehrfach, daß sie auch als Erwachsene noch in der Lage sei, offen

positive Gefühle auszudrücken. Gleichzeitig, so erklärte sie, befall sie aber jedesmal ein „deplaciertes“ Gefühl, das ihr klarmache, wie „indolent und ruhig“ die meisten Menschen doch seien.⁴⁰ Erschienen ihre Temperamentsausbrüche also einerseits als 'unpassend', entsprachen sie dadurch andererseits erst recht dem Idealbild des Vaters. Wie dieses Beispiel zeigt, unterlagen möglicherweise selbst Gefühlsausbrüche verinnerlichten Steuerungsmechanismen. Kritische und ironische Urteile mußten sich in ihrer Familie im übrigen auch Männer gefallen lassen, wenn sie sich zu gleichförmig verhielten. So nannten Theodor und Mete Fontane Sohn und Bruder Theo immer nur „das Bild“. Er sei „bieder und wie ein eingefleischter preußischer Rath, (trotz) Güte und innerer Noblesse [...] nur allzu oft langweilig, unsympathisch und total schief gewickelt,“ urteilte seine Schwester.⁴¹ Gefühlsbeherrschung konnte im 19. Jahrhundert zum vernichtenden Verdikt führen, langweilig zu sein, also nicht nur keine Gefühle zu empfinden, sondern auch eine entsprechende Kälte oder Gleichgültigkeit auszustrahlen und zu produzieren.

Diese Ambivalenz prägte nicht nur die Beurteilung von einzelnen, sondern wurde immer wieder auch auf den Umgang mit Gefühlen in der Gesellschaft insgesamt bezogen artikuliert. Es fehlte weder im frühen noch im späten 19. Jahrhundert an Stimmen, die sehnsüchtig eine angeblich authentischere vergangene Gefühlskultur und die entschiedeneren Gefühle früherer Epochen beschworen – eine Kritik, die im Kaiserreich, als die „Gymnastik des Willens“ immer rigider eingeübt wurde⁴², umschlug in die systematisch gepflegte Klage über den Verlust an 'Authentizität' und 'echter' Begeisterung. Diese von Norbert Elias beschriebene ubiquitäre Semantik der angeblich verlorenen Unmittelbarkeit diente allerdings mehr dazu, politische und gesellschaftliche Grenzen zu ziehen, als daß sie tatsächliche Gefühlsdilemmata repräsentierte.⁴³ Elias setzte genau hier an mit seiner Warnung, eine angeblich 'authentische' Persönlichkeit von ihrer zivilisatorischen 'Verformung' unterscheiden zu wollen, und er machte statt dessen auf die unauflösliche Verzahnung von gesellschaftlicher und individueller Entwicklung aufmerksam.

Im frühen 19. Jahrhundert fand bereits E.T.A. Hoffmann, nicht nur Jurist und Beamter, sondern auch Literat, Maler, Dramaturg und Musiker, die Gefühlskultur seiner Zeit fade, verglichen mit den 'großen Gefühlen' des 16. Jahrhunderts. Berlin sei damals bunter und lustiger gewesen, „als jetzt, wo alles auf einerley Weise ausgeprägt

wird [...]“.⁴⁴ Die Schriftstellerin Fanny Lewald formulierte eine ähnliche Kritik an einer Gesellschaft, die zuerst die Regeln überscharf vermittelte, um dann über Langeweile zu klagen, die aus einem Mangel an Verhaltensfreiheit resultierte. Sie beschrieb, welch hohen Stellenwert die Selbstkontrolle in der Erziehung in ihrem Elternhaus in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte, und machte damit vor allem auch deutlich, daß die Ausprägung der bürgerlichen Kernfamilie keineswegs automatisch eine gefühlsbetonte Atmosphäre bedingte. Zumindest in ihrer Familie prägte eine bildungsbewußte Euphorie über Empfindungen, die in der Literatur geschildert wurden, nicht den unmittelbaren Umgang miteinander:

So hoch mein Vater die deutsche Literatur schätzte, so sehr er die Schönheit und Erhabenheit der Dichtkunst und ihrer Werke empfand, und soviel Herz und Gefühl meine Eltern besaßen, so war der Geist in meinem Elternhaus doch ein strenger, weil das ganze Tun und Treiben fortwährend dem Urteil der Vernunft unterworfen wurde. In meines Vaters Gegenwart etwas zu sagen oder zu tun, was irgendwie an Übertreibung oder Phantastik grenzte, wäre mir, und ich glaube uns allen, nicht möglich gewesen. Wer sich aber in der Jugend niemals ganz gehen läßt, wer sich nicht frei und sorglos dem Reize einer augenblicklichen Stimmung überläßt, wer sich nicht die Freiheit zuerkennt, auch einmal etwas Unüberlegtes zu tun, der bleibt ewig am eigenen Gängelbände, der verliert die Fähigkeit des Aufschwunges und büßt damit einen großen Teil seiner Ursprünglichkeit und Glücksfähigkeit ein.⁴⁵

Sie formulierte die psychischen Mechanismen einer über Liebesentzug und Strenge organisierten Erziehung, die auf Selbstkontrolle abhob. Sie führte in fast freudscher Manier die Persönlichkeit auf die Erlebnisse der Kindheit zurück, ohne spätere Veränderungen oder Lernprozesse einzurechnen. Aber sie markierte vor allem genau die Diskrepanz zwischen einem Kunstideal und einem Alltagsverhalten, das Phantasie und jugendliche Ausgelassenheit diskriminierte. Gefühle gehörten in ihrer Familie in die Dichtung – ein schriftliches Medium, wie die halböffentlichen Briefe der Brüder Kügelgen – und sie wurden möglicherweise auch in der Rezeption von Literatur inszeniert, während die alltägliche Verhaltenskultur den spontanen Ausdruck von Gefühlen massiv zügelte. Je stärker diese Anforderung in der Ausprägung des Gewissens verankert wurde, desto schwerer mochte es später fallen, aus dem inneren Gefängnis auszubrechen und dem doppelten und nach unwägbareren Kriterien umspringenden Anspruch der bürgerlichen Kultur auf Gefühlskontrolle

und Gefühlsvermittlung zugleich zu entsprechen. Auch Lewald sehnte sich nach einer ganz anderen Art von Gefühlen im Alltag, im Vergleich zu Hoffmann allerdings in einem bemüht moralischen Ton:

Ohne die Frivolität, die sittliche Depravation entschuldigen zu wollen, kann ich mich meiner alten Vorliebe für jene Tage nicht erwehren, in denen die Menschen sich die Mühe nahmen, ein individuelles Leben zu führen und starke Leidenschaften, starke Anreize zu empfinden. Langweiliger als die Gesellschaft, in der wir leben, kenne ich nichts. [...] keine leidenschaftlichen Zuneigungen, kein großer Zwang, keine rechte Freiheit.⁴⁶

Grenzziehungen

Diese Kritik, die individuell und gesellschaftlich mit unterschiedlichem Wirkungsgrad und vor allem ganz unterschiedlicher Absicht formuliert wurde, war eine Reaktion auf das Dogma der Selbstbeherrschung, das aus der Perspektive der männlichen Eliten ihre Kontrolle der Welt legitimierte. Eine andere Wirkung zeitigte dies Dogma insofern, als in einer Kultur, in der ständig um Abgrenzungen gerungen wurde, nicht nur die Trennlinien zwischen den Geschlechterzuschreibungen variabel definiert, sondern auch die Grenze zwischen dem inneren Gefühlsleben und der Außenwahrnehmung unterschiedlich gezogen wurde. Sie zu bestimmen, wurde zum Zeichen von Überlegenheit, und zwar sowohl für die Männer, die die Gefühle von Frauen zu definieren suchten, als auch für die Frauen, die eine Kluft zwischen innen und außen insgeheim oder aber in öffentlicher Inszenierung als Mittel der Selbstbehauptung verstanden.

Das Kokettieren mit dem Arbeitsethos findet sich in Texten von Frauen seltener, zumal wenn es, strikt auf die sogenannten 'weiblichen' Tätigkeiten bezogen, den eigenen Hoffnungen dieser Frauen nicht entsprach. Vor allem jedoch versuchten die Definitionseliten, eine grundsätzliche Kritik am Macht- und Möglichkeitsgefälle in der bürgerlichen Gesellschaft durch den Vorwurf auszuhebeln, daß diejenigen, die kritisierten, einfach nicht genug arbeiteten, wogegen es sich von vornherein abzusichern galt. Weibliche Distanz zu den dominanten Gefühlsregeln zeigte sich eher darin, daß sich Frauen im privaten Umfeld, in Briefen oder im Tagebuch, aber auch in öffentlichen Stellungnahmen über den Anspruch der bürgerlichen Kultur mokierten, daß ihr äußeres Verhalten ihre innere Befindlichkeit wi-

derspiegeln solle. Sie bestanden quasi auf einem autarken Ich hinter dem Über-Ich: Wenn sie die in Selbstzwänge verwandelten Fremdwänge auch nicht abschütteln konnten, so diente die Selbstkontrolle wenigstens dazu, ganz andere Gefühle dahinter zu verbergen als die, die die Umwelt zu erkennen glaubte.

Adele Schopenhauer (1797-1849) empörte sich ihrem Bruder Arthur gegenüber darüber, daß es Frauen versagt bleibe, selber aktiv ihr Schicksal in die Hand zu nehmen, in ihrem Fall ihre Sehnsucht nach dem Leben in einer eigenen Familie aus eigener Kraft zu verwirklichen⁴⁷ – genau die Lebensform, die die bürgerliche Gesellschaft für Frauen vorschrieb. Statt dessen müsse sie ihre ganze emotionale Kraft darauf verschwenden, die sozialen Restriktionen und die daraus resultierenden persönlichen Enttäuschungen zu verarbeiten. Während sie gleichzeitig die dominanten Verhaltensregeln strikt befolgte, also ständig im Haus arbeitete, ohne laut zu klagen, nahm sie wenigstens in ihrem Tagebuch für sich in Anspruch, ihre 'wahren' Gefühle gegenüber einer beobachtenden Umwelt zu verbergen: „Sie sehen mich erstaunt an, daß ich nicht weinte, nicht klagte, nicht einmal traurig aussah, sondern tüchtig arbeitete. Mein Gott, wie kennen sie mich alle so gar wenig!“⁴⁸ An ihrem 26. Geburtstag (als sie vor allem in den Augen ihrer Mutter endgültig zur 'alten Jungfer' mit geringen Heiratsaussichten wurde) mokierte sie sich erneut sowohl über die Behauptung, sie durchschauen zu können, als auch über den stereotypen normativen Anspruch, daß das bloße Bewußtsein der Pflichterfüllung glücklich mache, als sie sich als „sehr ernsthaft, sehr fleißig [...] und sehr betrübt“ beschrieb.⁴⁹ Da sie ihre Gefühle nicht offen ausleben konnte, verteidigte sie sie wenigstens bei sich, indem sie die Kluft zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung, die aus dem Dogma der Kontrolle und der Introspektion im 19. Jahrhundert erwachsen konnte, für sich als individuellen Raum beanspruchte.

Schopenhauer reflektierte in ihren Tagebuchnotizen, wie wirksam das Ideal der Selbstkontrolle ihren Einsichten zum Trotz war. Mitunter lähmte sie die Chancenlosigkeit, ihr Leben selber in die Hand zu nehmen, derart, das sie sich zu gar nichts mehr aufraffen mochte. „Das Schlimmste ist die innere Gleichgültigkeit,“ schrieb sie 1824. Dennoch rief sie sich immer wieder zur Ordnung, wenigstens nach außen eine glatte Fassade zu zeigen. Sie tat es in der bitteren Einsicht, daß sie sich durch ihre Existenz als ledige Frau am unteren Ende der gesellschaftlichen Werteskala befand und es ohnehin schwie-

rig für sie war, in der bürgerlichen Soziabilität einen Platz zu finden, bemüht, wenigstens die Schuld einer nicht an tiefgehender Auseinandersetzung interessierten Gesellschaft anzulasten: „Warum die Leute langweilen? Sie wollen wenigstens nur oberflächliche Worte [...]“.⁵⁰

Der Romanist Victor Klemperer, dessen Jugend um 1900 unter dem Motto: „Halt Dich gerade!“ gestanden hatte, reflektierte ebenfalls immer wieder seine eigenen Gefühle. Er vermittelte dadurch allerdings nicht nur die Kraft der Normen, sondern zeigte auch, wie verstörend die Kluft zwischen Selbstreflexion und der Sehnsucht nach Gefühlen werden konnte. Er war beim Tod seines Vaters so verstört, daß er nur noch in Satzketten denken konnte. Dennoch machte er sich noch Gedanken über seine eigene, permanente Reflexion: „Warum fühle ich jetzt keine Trauer, warum kommen mir keine Tränen? – Man sollte über das Weinen in den verschiedenen Epochen und Literaturen schreiben – Immer Literatur und nicht einmal jetzt ein unmittelbares und ganzes Gefühl –.“⁵¹ Hier ging es nicht nur um die im Laufe des 19. Jahrhundert immer eingeschränktere Möglichkeit für Männer, Trauer auszudrücken.⁵² Klemperer verriet, wie verschränkt der Drang zur Verschriftlichung selbst in der Trauer und die Sehnsucht nach dem großen, unmittelbaren Gefühl waren, das in der Reflexion verloren ging.

Fragt man nach der Dynamik zwischen den Geschlechtern, so rückt vor allem der Wunsch auf männlicher Seite in den Blick, sich auch in der Bestimmung von Gefühlen im Geschlechterverhältnis als der aktive Part zu positionieren. Gleichzeitig reagierten Oberschichtmänner in ihren Selbstdarstellungen ebenfalls vorbeugend auf den möglichen Vorwurf, ihrer Umgebung langweilig zu werden. Sie stellten sich nicht nur als arbeitsbesessene Menschen dar, sondern als 'ganze Männer', denen die Fähigkeit zu Gefühlen und zum eigenen Empfinden nicht verlorengehe, d.h. als Menschen, die Zugriff auf beide Geschlechterwelten hätten – so daß sich für geschlechtergeschichtliche Analysen generell die Frage stellt, ob das binäre System ausreicht, um die Konstruktion von Männlichkeit zu erklären. Der Jurist Rudolf von Ihering freute sich über sein „elastisches“ Gemüt, das ihn immer wieder aus Verstimmungen hervorkommen lasse. Er kontrollierte seine Gefühle keineswegs immer, sondern war in seinem Temperament oft heftig und ungerecht, sowohl gegenüber Kollegen im Beruf als auch im privaten Raum, wie er selber und Famili-

enangehörige konstatierten.⁵³ Es waren jedoch nicht zuletzt seine heftigen Gefühlsumschwünge und die Möglichkeit, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, die ihn in seiner eigenen Darstellung als interessanten Mann konturierten.⁵⁴

Vor allem aber spielte er selbstbewußt mit den Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit als zweckrational versus gefühlsbetont und verfestigte sie, gerade indem er demonstrierte, wie er diese Grenzen übersprang. Er nahm für sich in Anspruch, nur dann 'weiblich', also gefühlvoll, reagieren zu können, wenn er aus seinem Beruf herausgerissen werde. Bei Lotte Windscheid, der Frau seines Kollegen und Münchner Professors Bernhard Windscheid, entschuldigte er sich 1865 kokettierend, daß die Nüchternheit beim Analysieren von Paragraphen auch auf seinen privaten Briefstil durchschlage (im Wissen, daß seine Briefpartnerinnen einhellig seinen eleganten Stil lobten):

Wir armen Männer, wir treiben alles, was wir tun, als Geschäft, selbst das Briefschreiben, und unwillkürlich überträgt sich die Stimmung, in die uns die Arbeit an einer Abhandlung versetzt hat, auch auf den Brief. Von 5-8 Uhr ein Paragraph über die mancipation, von 8-9 einem Freunde zu seiner Verlobung oder, wenn er schon weiter vorgerückt ist, zu einem Kinde gratulieren – das steht ganz auf einer Linie für uns. Wo soll da plötzlich das Gefühl herkommen? Es ist nur die Fortsetzung der Arbeit, man gratuliert und kondoliert im Stil einer juristischen Abhandlung.

Nach eineinhalb Wochen „Unwohlsein“, so fuhr er fort, fühle er sich jedoch „so juristisch-leer und so gefühls-voll“, daß er vergessen könne, ein „gar gelehrter Herr“ zu sein und so ungezwungen plaudern könne, als ob er eine Dame sei.⁵⁵

Seine intellektuelle Arbeit ebenso wie die damit implizit verknüpfte Selbstkontrolle machten ihn zum Mann, während er Gefühl, Plauderei und Nicht-Produktivität mit Weiblichkeit assoziierte. Indem er die Entbehrungen in den Vordergrund rückte, die Entsagung und den aufschiebenden Zwang, den die Arbeitswelt mit sich brachte, evozierte er das Modell von Männlichkeit, das im polarisierten Geschlechterverhältnis dazu diente, Weiblichkeit als emotional und passiv zu charakterisieren und weibliche „Gefühlsarbeit“ einzufordern. Ganz *en passant* schimmerte durch, welche Voraussetzungen gegeben sein mußten, damit er seine souveräne Balance halten konnte: Erfolg in der Arbeit und der Rückhalt in der Familie. Solange seine Arbeit gut voran gehe und sein Haus fest stehe, sei er gegen An-

fechtungen des Ehrgeizes und anderer Verstimmungen gefeit, schrieb er 1861 an seinen Kollegen K.F. von Gerber.⁵⁶ Die Erfolgsgewißheit oder -wahrscheinlichkeit war entscheidend für ein ausgeglichenes Gefühlsleben, noch deutlicher und ausschließlicher als bei Kügelgen. Zugleich betonte er jedoch seine Fähigkeiten, als 'ganzer Mann' bewußt und vorsätzlich beide Welten leben zu können. Er schrieb die Geschlechtergrenzen gerade durch seine präntendierte Kunst fest, sie überspringen zu können.

Noch deutlicher zeigte sich die intrikate Verzahnung von Geschlechterzuschreibungen, der Sehnsucht nach Gefühlen und einem Machtgefälle in ihrer Artikulation bei dem Theaterschriftsteller und Theaterintendanten Theodor Devrient. Er hatte bereits als 17jähriger der damals 15-jährigen Therese Schlesingern, seiner zukünftigen Frau, einen 15 Quartseiten starken Geburtstagsbrief geschrieben, in dem er ihre positiven wie negativen Charaktereigenschaften auflistete und bewertete. Wie aus einem Briefsteller übernommen schien die Aufforderung, sie möge sich ihre Heiterkeit mit Hilfe von Tugend und Frömmigkeit bis ins Alter bewahren, aber ihren Stolz ablegen, der Frauen nicht anstehe. Therese und ihre ältere Schwester Mine fanden den Brief „ganz unausstehlich“ und bezeichnenderweise „zu vernünftig“.⁵⁷ Als Erwachsener favorisierte Devrient dann ähnlich wie Fontane oder Billroth ein Eheleben, das sich vor allem nicht wie ein „Himmel der Abergläubigen“ abspiele, „wo man in weißen Kleidern miteinander spazierengeht und immer ja zueinander sagt“. Er urteilte 1857 entsprechend über das häusliche Leben der Auerbachs, das seinem Eindruck zufolge zwischen Prügel und Wochenbett schwanke: „dies häusliche Leben versinkt wenigstens nicht in Langeweile und Gleichgültigkeit“.⁵⁸

Aber um selber nicht das Gleichgewicht zu verlieren, brauchte er das Gefühl, qua Autorität als Mann den Kitzel erst fordern und dann bändigen zu können:

Der Mann muß wissen, daß er das Herz des Weibes in der Hand hält, daß sein Pulsschlag es belebt, sein rauher Druck es zerbricht, aber er muß dennoch jeden Tag sich aufs neue um den alten Besitz sich zu bemühen haben (freilich nicht mit Bewußtsein davon, sonst müßte er grimmig werden). Das Summa davon ist, daß Du mich doch unausprechlich glücklich machst, Du alter Querkopf mit den schillernden Flügeln.⁵⁹

Ebenso entwaffnend offen, wie er an anderer Stelle sein Begehren schilderte, und ohne auch nur ansatzweise die Assymetrie der Macht zu verbergen, beschrieb er die nicht-egalitären Gefühlsstandards, die das Geschlechterverhältnis im 19. Jahrhundert prägten. Solange die selbstverständliche Gewißheit, als Mann über die Gefühle anderer verfügen zu können, nicht gestört wurde, gab ihm seine Kontrollposition in der Ehe die Sicherheit, diese Zuschreibungen, als Basis seiner Liebe, immer wieder offen zu erneuern.

Das dynamische Verhältnis von Gefühlen und Macht zwischen den Geschlechtern erwies sich als sehr viel schwerer zu steuern, wenn Frauen sich weigerten, ihre Gefühle zu zeigen oder aber andere darüber sprechen zu lassen. Selbstkontrolle hieß für Frauen, ihre Gefühle in Grenzen zu halten und diese gleichzeitig offen zu legen. Eine Verschlossenheit, die weder positive noch negative Gefühle verriet, implizierte eine Uneindeutigkeit, die die innere Bemächtigung durch andere erschwerte oder verweigerte. Hermann Klencke kritisierte nervöse Frauen (also die, die das gerade noch 'interessante' Maß an Neurasthenie an einer nie genau zu definierenden Grenze überschritten) als nicht nur einseitig und eigensinnig, sondern auch als verschlossen⁶⁰ und damit unberechenbar. Gerade weil nun die Verarbeitung, Präsentation und Inszenierung von Gefühlen in schriftlichen Medien die Kultur des 19. Jahrhunderts so entscheidend prägte, konnte es außerordentlich wirksam werden, als am Ende des Jahrhunderts einige Trivialschriftsteller und -schriftstellerinnen die Macht weiblicher Selbstkontrolle in Form schweigender Verschlossenheit in ihren Romanen literarisierten. Helene Böhlau, Fedor von Zobeltitz oder Eduard von Keyserling, im Kaiserreich bekannt und erfolgreich, beschrieben, wie sich ihre Protagonistinnen in das Schweigen zurückzogen, um Widerspruch und Protest gegen die Zumutungen ihrer Geschlechterrolle auszudrücken. Eine Form stillen Widerstands, die auch als solche verstanden wurde.⁶¹

In Fedor von Zobeltitz' Roman *Die Pflicht gegen sich selbst* lehnt sich die weibliche Hauptfigur Anna, eine Bauersfrau, gegen ihren bürgerlichen Mann auf, der gerade nicht seine Gefühle meistert, sondern ihr gegenüber gewalttätig wird, als sie, wie in der ländlichen Gesellschaft üblich, auf dem Hof mitarbeiten will. Die daraufhin erlittene Fehlgeburt bricht ihren Lebenswillen, aber es gelingt ihr danach wenigstens, durch ihr Verhalten den Unterschied zwischen einer von ihr als legitim oder unumgänglich anerkannten männlichen

Vorherrschaft und einer nicht-legitimen Gewalt zu markieren. Sie leistet alle von ihr erwarteten Pflichten, die durch die gesetzlich vorgeschriebene Entscheidungsgewalt ihres Mannes bedingt sind, aber verweigert sich jeder sexuellen Annäherung. In solchen Momenten schlägt ihre Apathie in einen Zorn um, vor dem er zurückzuckt.⁶² Diese Frau verriet also gerade nicht, daß sie zur Selbstkontrolle nicht in der Lage wäre, sondern nahm für sich in Anspruch, ihre enttäuschten Gefühle in Aggressivität umzuwandeln lassen, ein Privileg, das sonst Oberschichtmänner für sich reklamierten.

Insgesamt kennzeichnen gemischte Gefühle den Zivilisationsprozeß im 19. Jahrhundert. Zum einen tauchte ein Gefühl selten allein auf, Angst und Hoffnung, Begeisterung und Enttäuschung vermischten sich. Noch im Reden darüber erwies sich die Balance der Gefühle als schwierig. Zum anderen aber produzierte das Ringen um Selbstkontrolle eine häufig artikulierte Sehnsucht nach einem angeblich 'authentischeren' Umgang mit Gefühlen, die dazu führen konnte, einen zu kontrollierten Menschen als langweilig zu verurteilen oder aber die Selbstkontrolle insgesamt als zivilisatorische Verformung zu diskreditieren. Im Umgang miteinander ebenso wie in der Präsentation des Selbst wurde schließlich das Beherrschen der Gefühle zu einer Praktik der Distinktion, entweder, um dahinter die 'wahren' Gefühle zu verbergen oder um eine geschlechterspezifische Machtposition im Alltag zu verfestigen. In diesem Kontext wiederum konnte ein literarisiertes Schweigen, das das klassische Muster der Askese symbolisierte, aber mitten im ehelichen Umgang plazierte war, die geschlechterspezifischen unterschiedlichen Parameter im Umgang mit Selbstkontrolle und dem Freilauf der Gefühle zwar nicht ganz außer Kraft setzen. Aber das Schweigen beschrieb deren Differenz so präzise, daß es nur schwer anders denn als Kritik empfunden werden konnte.

Anmerkungen

- 1 Der Briefwechsel zwischen Jakob Henle und Karl Pfeufer 1843-1869. Hg. u. bearb. v. Hermann Hoepke. Wiesbaden 1970, S. 101.
- 2 Corbin, Alain: Ein 'Geschlecht in Trauer' und die Geschichte der Frauen. In: ders.: Wunde Sinne. Über den Schrecken, die Begierde und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1993, S. 92; siehe auch ders.: Zur Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung. In: ebd., S. 197-211.
- 3 Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. 14. Aufl. Frankfurt/M. 1989; Van Krieken, Robert: Violence, Self-Discipline and Modernity. Beyond the 'Civilizing Process'. In: Sociological Review 37 (1989), S. 193-218.
- 4 Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der Moralischen Wochenschriften. Stuttgart 1968. S.a. Böning, Holger u. Emmy Moeps: Hamburg. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. 3 Bde. Stuttgart 1996.
- 5 Kessel, Martina: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Göttingen 2000.
- 6 Schlegel, Johann Elias: Die Langeweile, ein Vorspiel bey der Eröffnung des Dänischen Theaters. In: Werke. Bd. 2. Kopenhagen u. Leipzig 1762, S. 532-544.
- 7 Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: ders.: Werke, Bd. 7. Berlin 1917, S. 235.
- 8 Anon.: Dissertation sur l'ennui. Berlin 1768, S. 28.
- 9 Frhr. v. Feuchtersleben, Ernst: Diätetik der Seele und andere Schriften. Hg. v. Renate Riembeck. 24. Aufl. Wien 1883, S. 84.
- 10 Atterbom, Pehr Daniel Amadeus: Ein Schwede reist nach Deutschland und Italien. Jugenderinnerungen eines romantischen Dichters und Kunstgelehrten aus den Jahren 1817-1819. Hg. v. Elmar Jansen. Weimar 1967, S. 70 u. 72. Zur Geselligkeit im 18. Jahrhundert vgl. die Beiträge in Weckel, Ulrike u.a. (Hg.): Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert. Göttingen 1998.
- 11 Siehe auch Trepp, Ann-Charlott: Sanfte Männlichkeit, selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840. Göttingen 1996. Hier wird allerdings zu wenig nach Konflikten zwischen Familienleben und Karriere gefragt, in denen das Balanceideal schnell außer Kraft gesetzt wurde.
- 12 Paradigmatisch Trusler, John: Anfangsgründe der feinen Lebensart und Weltkenntniß, zum Unterricht für die Jugend beiderlei Geschlechts, auch zur Beherzigung für Erwachsene. Übs. v. Karl Philipp Moritz, 2. Aufl.,

- umgearb. v. August Rode. Berlin 1799. Andreae, Fr. W.: Anstands- und Lebensregeln für Jünglinge jedes Standes. Langensalza 1858, S. 12ff.
- 13 Zur Introspektion im 19. Jahrhundert vgl. u.a. Gay, Peter: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich. München 1997.
- 14 Kügelgen, Marie Helene von: Ein Lebensbild in Briefen. Hg. v. A. u. E. v. Kügelgen. 4. Aufl. Stuttgart 1904, S. 115.
- 15 Ebd., S. 212.
- 16 Ebd., S. 215.
- 17 Ebd., S. 224f.
- 18 Kügelgen, Wilhelm von: Erinnerungen aus dem Leben eines Alten Mannes. Tagebücher und Reiseberichte. Hg. v. Hans Schöner u. Anton Knittel. München u. Berlin 1994, S. 88f.
- 19 Kügelgen (Anm. 14), S. 368.
- 20 Kügelgen, Wilhelm von: Bürgerleben. Die Briefe an den Bruder Gerhard, 1840-1868. München 1990, S. 519.
- 21 Kügelgen (Anm. 20), S. 567.
- 22 Kügelgen (Anm. 18), S. 88.
- 23 Kügelgen (Anm. 18), S. 191.
- 24 Schuster, Johann Traugott: Galanthomme oder der Gesellschafter, wie er sein soll. Eine Anweisung sich in Gesellschaft beliebt zu machen und die Gunst des schönen Geschlechts zu erwerben... Ein Handbuch für Herren jeden Standes. 2. Aufl. Quedlinburg u. Leipzig 1838, S. 45.
- 25 Kügelgen (Anm. 20), S. 641, s.a. S. 616. Zu Klagen über Arbeit S. 826 u. 837.
- 26 Kügelgen (Anm. 18), S. 142.
- 27 Kügelgen (Anm. 18), S. 170f. u. 174f.
- 28 Kügelgen (Anm. 18), S. 194.
- 29 Kügelgen (Anm. 20), S. 908 u. 973.
- 30 Hölscher, Lucian: Bürgerliche Religiosität im protestantischen Deutschland. In: Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Hg. v. Wolfgang Schieder. Stuttgart 1993, S. 207.
- 31 Milde, Caroline: Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken. Winke für das geistige und praktische Leben. 6. Aufl. Leipzig 1882, S. 51.
- 32 Renner, Karl Ludwig: Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden? 2. Aufl. Nürnberg 1824, S. 192.
- 33 Delbrück, Rudolf: Lebenserinnerungen, 1817-1867. 2. Aufl. Leipzig 1905, Bd. 1, S. 36 u. 83.
- 34 Reuter, Gabriele: Vom Kind zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Berlin 1921, S. 248.
- 35 Wolff, Marianne: Leben und Briefe. Hg. v. Felix Wolff. Hamburg 1921, S. 49 u. 108.

- 36 Kaplan, Marion: Freizeit – Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870-1914. In: Bürgerinnen und Bürger. Hg. v. Ute Frevert. Göttingen 1988, S. 170.
- 37 Billroth, Theodor: Briefe. Hannover u. Leipzig 1910, S. 281.
- 38 Radkau, Joachim: Die Männer als schwaches Geschlecht. Die wilhelminische Nervosität, die Politisierung der Therapie und der mißglückte Geschlechtertausch. In: Variationen der Liebe. Historische Psychologie der Geschlechterbeziehungen. Hg. v. Thomas Kornbichler u. Wolfgang Maaz. Tübingen 1995, S. 217f.
- 39 Fontane, Theodor: Briefe. Bd. IV, Berlin 1971, S. 107f.
- 40 Fontane, Meta: Briefe an die Eltern. 1880-1882. Hg. v. Edgar E. Rosen. Berlin (o.J.), S. 146, 92, 166 u. 247.
- 41 Fontane (Anm. 40), S. 206f.
- 42 Gerling, Reinhold: Die Gymnastik des Willens. Praktische Anleitung zur Erhöhung der Energie und Selbstbeherrschung. Kräftigung von Gedächtnis und Arbeitslust durch Stärkung der Willenskraft ohne fremde Hilfe. 2. Aufl. Oranienburg 1905.
- 43 Elias, Norbert: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1989, S. 420-422. Vgl. Kessel (Anm. 5), Kap. V.
- 44 Hoffmann, E.T.A.: Die Brautwahl. In: ders.: „Das Sanctus“ und „Die Brautwahl“. ND Berlin 1910, S. 83.
- 45 Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. Bd. 2: Leidensjahre. Hg. v. Ulrike Helmer. Frankfurt/M. 1989, S. 84.
- 46 Lewald, Fanny: Gefühls und Gedachtes (1838-1888). Hg. v. Ludwig Geiger. Dresden 1900, S. 44f.
- 47 Vgl. Kessel, Martina: Unter Utopieverdacht? Zum Nachdenken über Glück in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: L'Homme 10/2 (1999), S. 257-276.
- 48 Schopenhauer, Adele: Tagebuch einer Einsamen. Hg. v. H.H. Houben. München 1985, S. 89.
- 49 Ebd., S. 14.
- 50 Ebd., S. 128f. u. 333.
- 51 Klemperer, Victor: Curriculum vitae. Jugend um 1900. Berlin 1989, S. 594f.
- 52 Der Göttinger Mediziner Hermann Klencke z.B. verfaßte im Kaiserreich zahlreiche gutverkaufte Ratgeber, in denen er Tränen bei Jungen tabuisierte und sie aufforderte, sich für eine offen gezeigte Rührung zu schämen. Klencke, Hermann: Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne. Zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Lebensalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen. 10. Aufl. Leipzig 1895, S. 493. Zum geschlechterspezifisch ausdifferenzierten Umgang mit Tränen vgl. Vincent-Buffault, Anne: La voie des larmes. Con-

- stitution des rôles masculines et féminines au XIXe siècle. In: Annales E.S.C. 42 (1987), S. 925-954.
- 53 Rudolf von Ihering in Briefen an seine Freunde. Leipzig 1913, S. 149-158, bes. S. 156, Anhang, S. 466f.
- 54 Für ein ähnliches Verhalten bei Werner Siemens vgl. Kessel, Martina: Balance der Gefühle. Langeweile im 19. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie IV (1996), S. 235-255.
- 55 Ihering (Anm. 53), S. 169f.
- 56 Ihering (Anm. 53), S. 138f.
- 57 Devrient, Therese: Jugenderinnerungen. Stuttgart 1905, S. 94f.
- 58 Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Hg. v. Hans Devrient. Stuttgart 1909, S. 256.
- 59 Ebd., S. 14f.
- 60 Klencke, Hermann: Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die psychischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendätetik des Weibes in der Liebe und Ehe. 3. Aufl. Leipzig 1879, S. 344f., 393.
- 61 Zum Zusammenhang dieser literarischen Beispiele mit der gesellschaftlichen Praxis im Kaiserreich vgl. Kessel (Anm. 5), Kap. V.
- 62 Zobeltitz, Fedor von: Die Pflicht gegen sich selbst. Berlin (o.J.), S. 258f.